

Personalist und Emancipator.

Halbmonatsschrift für actionsfähige Geisteshaltung
und gegen corrupte Wissenschaft.

Nr. 78.

Mitte December.

1902.

Vierteljährlich unter Streifband 1 Mk. 70 Pf. Auf Wunsch in geschloss. Couvert mit, entsprech. Portozuschlag (Nummengewicht 23 Gr.). — Auch bei der Post (Zeitungsliste Nr. 6021). — An Buchhändler nur unter Streifband und halbjährlich, mit dem üblichen Rabatt vom Streifbandabonnement. — Neuere Einzelnummern franco 30 Pf. (auch in Briefmarken); ältere Vierteljahrgänge unter Band 1 Mk. 60 Pf. — Redaction, Verlag und Expedition: Ulrich Dühring, Nowawes-Neuendorf bei Berlin, Ackerstr. 22.

Inhalt: Die Schmach des Jahrtausends. — Ein grosser Dichterschatten und die Schattendichter. — Literaturverrückung und Wagnererei. II.

Ein grosser Dichterschatten und die Schattendichter.

Wo es die Emancipation von der herkömmlichen Auffassung der sogenannten schönen Literatur gilt, da geben manchmal die sonst gleichgültigsten Umstände und ephemeren Tageserscheinungen zureichende Veranlassung, um auf einen Hauptpunkt des Befreiungsprogramms in neuen Wendungen zurückzukommen. So geht es uns augenblicklich mit einer frischen Geschäftsausgabe nach Titelangabe sämtlicher Bürgerscher Werke, die

spottbillig und spottschlecht,

wenigstens spottschlecht in Zusätzen, Urtheilen und Weglassungen, das Publicum unfehlbar anreizen wird, sich den ganzen und ganz und gar verkauften Bürger für den modernen Silberling von 1 Mark 75 zu kaufen. Dafür erhält es das, wenn auch kleinformatige, dafür nur um so beleibtere und engergedruckte Buch, obenein in Kattunband und mit so gefäultem Goldschaumgepräge. Was will man mehr, als solche etwa tausend Seiten? Wenn das nicht eine massenhafte Bescheerung ist, die sich überdies auch wirklich auf die Masse wirft und mit dieser rechnet, dann giebt es überhaupt keine wohlfeilen Verleger mehr.

Freilich sind wir hiemit noch nicht bei so Etwas wie englischen Shilling-Ausgaben der Shakespeare'schen und der Byronschen Werke (inclusiv Pilleninserten). Die Technik, in der das vorige Jahrhundert allein gross gewesen, und der weite Absatzmarkt der englischen Sprache haben (nebst Inseratengeldmacher) Aeusserstes ermöglicht: leider kann aber eine deutsche Annäherung daran wenig helfen, wenn sie im Geisigen durch Ungeschick, theilweise auch durch Uebelwollen, wieder Alles verdirbt. Jene billige Bürgerausgabe wäre sehr dankenswerth, wenn nicht durch Bemühungen und Künste des Herausgebers alles das wieder aufgewogen wäre, was an der äussern Herstellung allenfalls Gutes ist. Die früheren Leser unseres Blattes haben den fraglichen Herausgeber schon bei Gelegenheit eines Personalistartikels (Nr. 19, Juli 1900) kennengelernt, eines Artikels, der bezeichnenderweise „Die wahre Würdigung Bürgers im Contrast mit einer geschäftlichen“ überschrieben war. Die geschäftliche bezog sich auf den damals grade erschienenen biographischen Band, in welchem seitens des gegenwärtigen Herausgebers der Werke Bürger angeblich besser als in andern Lebensbeschreibungen fahren sollte, in der That aber, wie wir gezeigt haben, übel genug davonkam, obwohl immerhin ein paar stillschweigende und versteckte Zugeständnisse an unsere sorglichst verhehlte neue Auffassung Bürgers gemacht wurden. Diese unsere neue Auffassung datirte schon seit dem ersten Bande der Literaturgrössen, also seit 1892, und war inzwischen durch Artikel der Halbmonatsschrift noch zusammengefasst und verschärft worden.

So hatte überdies Eimer von uns zum hundertfünfzigjährigen Geburtstag Bürgers, also zu Neujahr

1898 (im „Völkergeist“), in Versen mit nachfolgender Prosaerläuterung einen „Gedenkzettel an Bürger und Denkzettel für dessen Neider“ gebracht, der kurz die Quintessenz von allem polemisch Wesentlichen enthielt und für heute, wo dies möglich, noch mehr zutrifft als damals. In den seitdem wiederum verflossenen fünf Jahren hat es sich nämlich gezeigt, wie gewissermaassen — von dem unvermeidlichen Hinken aller Gleichnisse abgesehen — der Kampf um Bürger dem um Patroklos gleicht. Nur handelt es sich hier nicht um elende Leichnamreste, nicht, um mit Byron zu reden, um die verschiedenen „Kalis“ sondern um den Geist, welcher der feindlichen Misshandlung und Verschüttung zu entreissen und diesmal nicht für Griechen, sondern für ehrliche Deutsche zu retten ist. Das geistige Todtengräbercorps recrutirt sich nämlich schönstens, und wäre es auch nur wie die Falstaffgarde. Es gräbt, wo es kann, und ginge es auch nur bei Gelegenheit der Benutzung frischer literarischer Geschäftsführen. Komisch genug! Etwas, was unter andern Umständen, nämlich mit andern wirklich kritischen Beigaben, eine dichterische Auferstehung des von den Schillerern und Goethlern gekreuzigten Bürger bedeuten könnte und jedenfalls den Schein einer Marktpoussirung erregt, wird thatsächlich (wenigstens bei Unkundigen) zu einem Stück neuer Verschüttung. Allerdings ist letztere durch uns schwerer gemacht und hat sich auf manch neue Künste verlegen müssen.

Auch werden unsere eignen, wenigstens die geneigten Leser, sei es des Blattes sei es der Literaturgrössen, durch solche Mittelchen in der Hauptsache schwerlich zu beirren oder abzulenken sein. In Nebendingen freilich kann man, wenn man nicht bis ins äusserste Detail unterrichtet ist, nie sicher sein, getäuscht zu werden. Einzelnen dreisten, zumal unbelegten Behauptungen gegenüber bleibt nichts übrig, als das Urtheil anzuhalten, wo man schon im Allgemeinen Verdacht hat und nicht in der Lage ist, besonders nachzuforschen, zu untersuchen und zu entscheiden. Beispielsweise hat man sich, auf Seiten der Goethler um jeden Preis und der Goethe-Macher à tout faire, etwas ganz Uncontrollirbares ausgedacht, um dem Bürgerschen Epigramm gegen Goethe bei Unkundigen, Urtheilslosen oder Uebelwollenden die Spitze abzubreaken. Das „Alltagsstück Minister“, wie Bürger den Goethe in diesem Epigramm nennt, hätte nämlich nach diesen Vertheidigern die vornehm seinsollende hölzerne Haltung dem besuchenden Bürger gegenüber nur darum angenommen, weil dieser es „gewagt“, die Weimarer Excellenz heimzusuchen, trotzdem er ihr oder vielmehr dem fürstlichen Zuhörer eine vor langen Jahren bestellte und schon im Voraus durch Geldzuwendungen honorirte Homerübersetzung zu einem Theil und Rest schuldig geblieben. Dies ist wirklich eine köstliche Verdrehung des Sachverhalts! Die Weimarer Höfischen, einschliesslich des gegen Bürger nicht einmal höflichen Goethe, haben sich nie als Verleger oder sonst materielle Interessenten für eine Bürgersche Homerübersetzung aufgespielt.

Alleerdings hat Bürger irgend einmal in seinen früheren Zeiten von dorthier eine kleine Geldzuwendung erhalten. Wenn aber Goethe dabei oder sonst den concurrirenden Dichter in seinem Absichtsgerathen auf Homer-Uebersetzerlic es aufrichtig bestärkt hat, so begreift sich dies nur zu leicht. Hiemit trug er nämlich dazu bei, einen höhern Geist bei einer niedern Arbeit möglichst festzuhalten, die sich für untergeordnete und blosse Formcapacitäten,

wie Voss, eher schickte. So lange und so weit Bürger sich in den Homer gleichsam verbiesterte und in umständlichen Uebersetzungshantirungen stecken blieb, war er für die Lyrik, in der Goethe unwillkürlich einen solchen Concurrenten nur zu sehr zu scheuen hatte, hinreichend kaltgestellt. Uebrigens ist die ganze Annahme, Bürger habe für die 50 Louisdor, oder was er sonst erhalten, einen Wechsel auf eine Homerübersetzung ausgestellt, oder so Etwas, wie eine derartige Obligation, sei ihm von den Weimarnern Zug um Zug fürs Geld abgenommen worden, etwas nicht bloß Abgeschmacktes sondern sogar so Geschmackloses, dass es nicht bloß Bürger, der überall auf seine Selbständigkeit hielt, zunahetritt sondern selbst mit den Manieren und dem Ton der Weimarer Clique und ihrer poetischen Meisterexcellenz kaum als verträglich erscheint.

Ein *Do ut facias*, nämlich *facias Homerum Teutonicum*, würde sich doch für den Weimarer Fiscus oder die grosse Privatschatulle kleiner Fürstlichkeit gar zu possierlich ausgenommen haben. Goethe aber, dessen durch Concurrenzschau verblendetem Sinn es allenfalls zuzutrauen wäre, hat doch aus eigener Tasche keinen Pfennig hervorgezogen (ausser etwa zur Subscription auf Hexametersurrogate), und wenn er den heimlich gefürchteten, fast gleichaltrigen Dichter durch Gewährenlassen einer protegirenden Unterstützung doppelt zu degradiren vermeinte, so hat er sich gewaltig geirrt. Er hat ihn weder zu einem Weimarschen Gelegenheits- Stipendiaten, machen und hiemit weimarisiren, noch gar zu seinem persönlichen Protégé erniedrigen können. Dafür fühlte sich Bürger denn doch zu hoch und überlegen, um sich auch nur im Traume je eine solche Verrückung und Verschraubung als möglich vorstellen zu können, geschweige sie sich thatsächlich bieten zu lassen. Wenn er also einmal in frühesten Jahren eine von jenem Musenbezirk her kommende kleine Geldzuwendung nicht ablehnte, so hat er in seinem allzu guten Glauben hierin nur eine Preisankennung seiner bereits vorhandenen Leistungen und eine Ermunterung zu Weiterem gesehen, was nach der zufälligen Coniunctur damals bei ihm die Gestalt Homerischer Pläne hatte, wovon er denn auch ein tüchtiges und höchst verdienstliches Theil ausgeführt hat.

Uebrigens wird Niemand die Goethesche Eifersucht wegdemonstriren, wenn sich auch noch verschiedentliche Bäche über Bürger ergiessen sollten, um ihn zu begiessen und vor einem unkundigen Publicum mit falschem Schein ins Unrecht zu setzen. Erst hat der Grisebach seine einschlägige Schuldigkeit gethan; dann, und nunmehr auch bei der vorliegenden Ausgabe, ein anderes Bächelchen, welches seinen Namen mit einem thüringischen Städtchen Wurzbach gemeinhat, aus Lemberg, der schainen daitchen Hauptstadt des polnischen, ruthenischen und wo „deutschen“ da judodaitchen Galiziens, gebürtig und überdies noch gut österreichisch ritterisirt, nämlich ein äusserst moderner Ritter von Tannenberg ist: Wie er sein Pferdchen, nämlich ein Stückchen Literatur, ganz die Literatenschule reiten lässt, das haben wir ja schon in einem frühern, oben angeführten Artikel gezeigt. Das zeigt sich auch jetzt wieder in seiner literar-opportunistischen und auch sonst missrathenen Spott- um nicht zu sagen Ramschpreis-Bürgerausgabe.

Was zunächst die Hauptsache, die Gedichtsammlung anbetrifft, so leistet sie im Hauptpunkt noch nicht einmal das, was doch selbst die Reclam-

Ausgabe der Universalbibliothek (Nrn. 227—229) für ihre 60 Pf. nicht vermissen lässt. Es fehlen nämlich die Abänderungen, welche Bürger zu seiner eignen zweiten Ausgabe von 1789 für eine geplante dritte entworfen, und die dementsprechend dann auch in der ersten und vollständigsten Ausgabe der Werke, derjenigen von Reinhard, veröffentlicht worden sind. Waren nun unter diesen Abänderungen auch manche, zu denen sich Bürger in schwachen Stunden durch Schillersche Afterkritik hatte verleiten lassen, so brachte es selbst diesen gegenüber schon jegliches Gran von Herausgebersehuldigkeit mit sich, sie dem Publicum nicht vorzuenthalten, sondern sie in den Liedertexten zu belassen, wobei philologisch gewissenhafterweise die früheren Varianten hinterher hätten angegeben werden können. Statt dessen findet man nun beispielsweise das berühmte Lied „Das Mädcl, das ich meine“ in jener unstreitig unvollkommeneren Gestalt, vermöge deren in der besondern Form der theistischen Vorstellungsart noch Etwas, was man liebe-Göttelei (zu deutsch bondieuserie) nennen könnte, zum Ausdruck kommt.

Die ungefähr fünf Jahre, die Bürger von 1789 an noch zu leben hatte, sind nämlich für die markirtere Ausprägung vieler früherer und grade der besten Züge seines Geistes von entscheidender Bedeutung gewesen. Sie nun ignoriren und diese Zeit für eine abfällige ansehen, wie der opportunistische Werke-Herausgeber thut, heisst wirklich, sich jedes Rudiments von Urtheil baar erweisen. Während dieser Jahre grade schlugen von Frankreich her die revolutionären Donner an das hierfür höchst empfängliche Ohr des stets freiheitlich und emancipatorisch gesinnt gewesenen Dichters, der nun trotz aller Possen, die ihm das Schicksal, besonders das häusliche, spielen sollte, bezüglich antipfäffischer und antidespotischer Welt- und Lebensanschauung nur um so voller aufathmete. Wie Etwas von dieser gesichteteren Denkweise auch der Liebeslyrik zu Gute gekommen, kann man sofort bemerken, wenn man aus dem erwähnten Liéde folgende Zeilen vergleicht. In der ersten Fassung wird auf Fragen wie

„Wer hat wie Paradieseswelt
Des Mädels blaues Aug' erhell't? —“

geantwortet:

„Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der's Firmament erleuchten kann“,

während die zweite Fassung mit einem blossen „Er“ lautet:

„Er, welcher über Meer und Land
Den lichten Himmel ausgespannt“.

Dies ist offenbar eine Verbesserung, weil eine abstractere Gestaltung und hiemit Verflüchtigung des Theismus, der auf diese Weise theils leidlicher klingt, theils sogar eine Art von Erhabenheit athmet, hier vorthellhaft von der doch allzu unannehmbaren Bondieuserie absticht. Von Erhabenheit ist dieser Umstand umsomehr, weil durch das ganze Gedicht sich diese Wendungen hindurchziehen. In einer der Strophen aber, einer besonders anmuthenden, lässt sich der Vorzug der Umarbeitung mit Händen greifen. Die Eindrucksverschiedenheit drängt sich hier förmlich auf

„Wer liess vom Nacken, blond und schön,
Des Mädels seidne Locken wehn?
Der liebe Gott! Der gute Geist!
Der goldne Saaten reifen heisst“.

In der bessern Fassung hat sich der „liebe Gott“ in einen „Er“ verwandelt, und dieser Er charakterisirt sich erst durch die hinzugefügten Worte selbst:

„Er, der in seinem milden West
Die goldnen Halmé wallen lässt“.

Wir sind also in der zweiten Bearbeitung die ganze Liebegottphrasologie los. Hilft dies auch nicht radical, so ist es doch ein Fortschritt. Wenn aber statt „Mädel-Holder“ gesetzt wird, so ist dies wohl ein „Missgriff“, der auf Rechnung Schillers und der Schillerisch beeinflussten schwachen „Stunden-Bürgers“ zu setzen. Als das Mädel über die Jahre hinaus war, in denen es noch so heissen und als solches genommen werden konnte, passte auch das ganze Gedicht nicht mehr. Lieder gelten voll und ganz, ja schicken sich meist nur für eine Situation, nicht für ein perennirendes Individuum, sozusagen für eine abgezogene Identität, die sich bis zum Grabe erstreckt und sich verschiedentlich wandeln, zu welcher also für jede Zeit und jeden Zustand eine Ausstattung mit besonders markirten Eigenschaften hinzutreten muss. Wenn ein Schiller von solchen Unterschieden und ästhetischen Nothwendigkeiten keine Ahnung hatte, so stimmt dies eben zu seinem Wesen, das soweit nicht durchgängig, doch mindestens bezüglich wirklicher Liebe, ein blosses Schattenwesen war und blieb. Wenn aber Bürger, zeitweilig angesteckt und beniruhigt von dem Schillerschen und Schillernden „Schatten-cultus“, ausnahmsweise einmal das Unmögliche versuchte und jenes längst verfllossene „Mädel“ mit der gereiften „Holden“, dem schmerz-erzogenen und selbstbewussten Weibe, in Einklang und sozusagen unter eine und dieselbe ästhetische Kategorie bringen wollte, so hat er eben hierbei auf eine dichterisch nebenbulherische, ja boshafte und böartige Anzapfung nicht blos unrichtig reagirt, sondern ist auch im entscheidenden Pünktchen etwas eigener Unoriëntirtheit, um nicht zu sagen Unklarheit anheimgefallen.

Nie gestattet es die Pietät, auch wenn man in einem Punkte anderer Meinung ist, einen Schriftsteller so herauszugeben, dass man das weglässt, was gleichsam sein letzhändiger Text ist. Gradezu lächerlich wird aber ein solches Weglassen, wenn es noch obenein urtheilslos feilgreift. Gemeinlich stehen Herausgeber hundert Grad unter ihrem Gegenstände, und sollten sich hübsch bescheiden, ihren Autor einfach und treu wiederzugeben, ihn aber nicht höfneistern oder gar seine Texte gegen seinen eignen Sinn auf einen überwundenen Standpunkt zurückschrauben wollen. Wir, die wir wahrlich nicht auf herausgeberisches Handwerk erpicht sind, würden uns trotz unserer kritischen Ausstellung doch nie einfallen lassen, die „Holden“ zu streichen, um Bürgern das Mädel wieder unterzuschieben, welches er nun einmal abgethan haben wollte.

Der beste Ausweg wäre demgemäss, die Gedichte in zwei Versionen drucken, dabei die Bürgerisch endgültig voranstellen und die frühere Fassung nachfolgen lassen. Jetzt muss man, wenn man die spottbillige Ausgabe der sogenannten sämtlichen Werke benützen will, doch wenigstens die erwähnte Reclamausgabe der Gedichte hinzu-

nehmen. Letztere hat überdies den unschätzbaren Vortheil, keinen Herausgeber, keine Vorrede, keine Biographie und keine Anmerkungen aufzuweisen. Sie ist ein Abdruck des Textes aus der uralten Reinhardtschen Werkeausgabe, und zwar so treu, dass sie auch den Druckfehlern ein Jahrhundert weiter- und so zu einem Stück Unsterblichkeit verholfen hat. Beispielsweise ist im Kaiser und Abt der Kaiser, statt kurrig, noch immer — wie es den damaligen Setzer richtiger gedünkt hat — „knurrig“. Thut aber nichts: denn Bürger selbst würde darüber wohl nur lachen und alles übelangebrachte Knurrige verschiedener neuerer Ausgaben den Hunden von Beruf zueignen und zugesellen, die seit 120 Jahren gegen ihn gehault haben. Wichtigere aber als der Herausgeberunfug ist, der jener Schattendichter, die den grossen Dichter von vornherein beschattet haben und seinen Schatten noch heute überschatten. Mit diesem Schatten-spiel werden wir uns daher noch weiter ein wenig einlassen müssen.